

DIE BÜRGERSPITALSKIRCHE

Frömmigkeit ist zu allem nütze. Glaube und Liebe, Religion und Caritas sind Schwestern. Sorge für Arme und Kranke gehörte schon zur Zeit des Urchristentums zu den wesentlichen Aufgaben der Seelsorge. Die Spitalsgründungen zumal in den deutschen Städten geschahen zu allermeist, wenn nicht von Priestern und Ordensleuten selbst, im engsten Zusammenhang mit der Kirche. Das Wirken der Barmherzigen Brüder und Schwestern gehört überall zu den Höhepunkten karitativer Fürsorge für die leidende Menschheit, schon deswegen, weil sie hier nicht bloß Sache eines mehr oder mindern gern gespendeten Almosen sondern Ehrenpflicht und Herzenssache war — geübt in steter persönlicher Opferbereitschaft. Lange vor ihnen aber haben andere Orden Krankenpflege und Spitalsdienst geübt, auch in Graz.

Schon 1267 unterhielt der deutsche Ritterorden in unmittelbarer Nähe der Leechkirche ein Spital, das der den Brüdern zugehörige Hospitalarius oder Spittelmeister führte. Die Dominikanerinnen betreuten ein Krankenhaus zumindest schon 17 Jahre nach



Abb. 65. Das Bürgerhospital 1703

zu beziehen. So findet er seinen Bestand schon im 13. Jahrhundert beglaubigt. Am 5. Jänner 1267 fällt Herzog Ulrich von Kärnten die Entscheidung zwischen Stift St. Paul und fürstlichen Ministerialen über Handels- und Marktrechte in Völkermarkt — „zu Graz im Spitalhaus“. Nach heute herrschender Anschauung lag diese Domus hospitalis am Lee. Am 12. September 1320 bestätigte Königin Elisabeth, Gemahlin Philipps des Schönen, „ein gescheft daz vnser liebe Margaret von Epenstein geschaffen hat“. Es handelte sich, wie eine Urkunde des Abtes Alber von Rein vom 29. September 1320 ausweist, um die Jahresstiftung von einem „virling rokken vnd einen ember most“, also einem Vierling Roggen und einem Eimer Most — „in das Spital hincz Grecz“. (Abb. 66.) Die Eppensteinerin haben wir aber bereits als hochherzige Gönnerin der Dominikanerinnen kennen gelernt; ihnen und ihrem Spital galt also wohl auch diese Zuwendung: dieser Schluß liegt umso näher, als in einem Atem auch den „predigern hincz Levben“,

ihrer Klostergründung, also um 1320. Seine opferfreudigsten Förderer waren drei wackere Herren von Horneck. Die ältesten Urkunden, die vom Bestand der Grazer Spitäler zeugen, unterscheiden leider wenig pedantisch. So differieren die einschlägigen Abhandlungen bei der Frage und Antwort über die früheste Bezeugung des Bürgerospitals gleich mehr als um ein Anderthalbjahrhundert. Dr. Heinrich Seidl veröffentlichte 1900 anonym eine dankenswerte Schrift „Eine geschichtliche Skizze nach urkundlichen Quellen“, die nur den Fehler hat, so ziemlich alle früheren Lebenszeichen von Grazer Krankenhäusern auf „das Bürgerospital zum Hl. Geist“

den Predigermönchen von Leoben, „alle jar ewikleich“ ein Vierling Weizen und ein Eimer Most gewidmet wird. Richter und Rat zu Graz bezogen aber 1405 die Widmungsadresse auf das Bürgerspital.

Konrad Steiner, der 1938 gemeinsam mit Hans Wutschnig eine gründlich textierte, gefällig ausgestattete Monographie über Spital und Kirche zum Hl. Geist herausbrachte, folgt hier dem Gedankengang Seidls und begründet ihn folgend: „Wäre diese Rente 1320 wirklich den Dominikanerinnen für ihr Spital, das damals wahrscheinlich noch gar nicht bestanden hat, zudedacht gewesen, so würden die Dominikanerinnen genau so unmißverständlich genannt worden sein, wie die Prediger zu Leoben. Auch wäre in der Urkunde 1405 der Übergang der Rente von den Dominikanerinnen an das Hl. Geist-Spital vermerkt worden. Es ist auch nicht einzusehen, warum eine für das Hornecker Spital bestimmte Rente an das Bürgerspital hätte übergehen sollen, da doch das Frauenkloster und sein Spital 1405 noch bestanden“. Steiner stellt hier auch die späteren Grazer Spitalstiftungen übersichtlich zusammen: 1411 Allerheiligen-Spital der Eggenberger, 1535 König Ferdinands Hospital neben der Stadtpfarrkirche, 1615 Spital der Barmherzigen Brüder, 1630 Elisabethinen am „kleinen Lazareth“, 1694 Spital der Elisabethinen, 1788 das Allgemeine Krankenhaus. Für die Zuweisung der Eppensteiner-Stiftung an das Bürgerspital spricht auch die Feststellung des Gedenkbuches unseres Spitals, daß ihm Königin und Kaiserin Elisabeth 1329 ein Legat von 100 Pfund Wiener Pfennig ausgesetzt habe.

Für den Bestand des Bürgerspitals zu Beginn des 14. Jahrhunderts sprechen nicht bloß papierene Dokumente sondern auch ein Denkmal aus Stein. 1880 fand sich in einem Gewölbe des Spitals — dann wurde es dem Joanneum übergeben — das bescheidene Epitaph des Chunradus (Konrad), Bürger von Graz und Landschreiber von Steiermark, gestorben 1321. „Man wird es kaum“, äußert sich Seidl, „als ein Spiel des Zufalls bezeichnen können, daß dieser Grabstein eines der höchsten Landesbeamten sich in das Bürgerspital verirrt“ ... Und Steiner vervollständigt: Konrad war nachweisbar von 1318 bis 1320 Inhaber des höchsten landesfürstlichen Finanzamtes der Steiermark. (Konservator Graus, der den Stein 1880 im Kirchenschmuck besprach, hielt allerdings dafür, daß er „aus dem nahen Andreasfriedhof herrühren möchte“). So hält Steiner den Bestand unseres Spitals zumindest um 1300 für gesichert. Nach Popelka ist dies erst mit 1350 der Fall. In diesem Jahr verzeichnet das Inventar des Hofpfarrers Wollgradt einen Kaufbrief Simon Jägers „ymb ain Hauß vnd Gartten“ zu Graz, davon jährlich an Sankt Andrä gedient werden 12, „vnd in das Spital das elbst 63 ʒ“.

Bislang war nur vom Spital die Rede, wenn freilich Seidl die Ansicht vertritt, daß der Grabstein des Landschreibers ursprünglich sich in einer Anstaltskapelle befunden haben dürfte und Steiner nicht bloß ins Treffen führt, daß Bürgerspitäler stets von Anfang an auch eigene Gotteshäuser und Anstaltspriester unterhielten, sondern auch feststellt, daß schon in einem Kirchenverzeichnis des Seckauer Bischofs, zwischen 1355 und 1372 abgefaßt, die Spitalskirche zum Hl. Geist angeführt wird. 1403 wird bereits in einem Stiftsbrief Friedrichs von Fladnitz ein „Chapplan“ genannt, Herr Hanns, mit dessen Vorwissen der Spitalmeister jährlich „ainen Guldein gelts“ an die „armen Lewt“ verteilen soll. Der wackere Hofmeister Herzog Leopolds, beziehungsweise seine Ehwirtin Gertraud, vergaß auch nicht der Ärmsten der Bresthaften, der Geisteskranken, die sich in der Reckstube befinden. Es sollen ihnen wenigstens an den Fastenmittwochen die allgemeinen Freitagsspeisen verabreicht werden.

Übrigens war der Küchenzettel der Spitalsinsassen wenigstens um 1726 für unsere vitaminarmen Zeiten verblüffend reichhaltig. Ein „wahrhaftes Verzeichnis“ führt ihn anschaulich und appetitanregend vor: Sonntag auf Mittag vor ein jede Person nebst einem Häferl von 2 Mäßl groß guetter Rindsuppen und ein desgleichen Häferl Sauerkraut mit Spöck und Inslet verhackt, eingebrannt, ein Stuck Rindfleisch mit ½ Pfund,

Wein ein Maßl. Auf die Nacht von der Fleisch-Zuwaag als Züngl, Fozmaul und geringen Rindfleisch ein Eingemachtes, sambt ein obverstandn Häferl Ruebn ... Aber auch alle Wochentage gab es zu Mittag das Halbpfund Rindfleisch und das Maßl Wein, Freitags statt dem Fleisch mit Semmeln gemachte Knödl aus Weizen- oder Haidenmehl, mit Schmalz vermacht, „zu den heiligen Zeiten“ nach alter Gewohnheit Extra ordinari Verköstigung mit einem pfundschweren kälbernen Brätl, am Ostersonntag „1 Pfund schweines geselchtes Fleisch mit der Heiligen Weich“. Als Trunk jedesmal ein volles Maßl Wein.

Als erster Stifter figuriert 1401 Niclas Estl, der „ain Wiesen“ widmete. Ein Wendepunkt in der Baugeschichte trat 1461 ein: Kaiser Friedrich III. überließ „vnseren getreuen den Spitalleuten hie zu Graetz“ einen Flecken, einen Baugrund, gelegen zwischen unseres getreuen Fritzen Hofreuter und neben der Spitalleut „Pevnt“ (Peunt), stößend mit ein Ort an die „Wasserläen“ (Wasserlacken? Wasserlehne?) und Landstraß und den anderen niederen Ort an unseres getreuen Kristoffen Epishausen Peunt ... Dieses Grundstück sollen sie „peulich Inhaben“, baulich innehaben, und niemand dürfe sie dabei stören und beschweren ... Mit Recht spricht Seidl von der ersten nachweisbaren Bauepoche für Spital und Gotteshaus.

Alois Freistätter, Spitalsverwalter um 1850, wußte bereits von einer Kirchweihe, die Erzbischof Burkhart von Salzburg 1463 vollzogen haben soll. Verwechslung mit der Kirche am Tummelplatz, die in diesem Jahr mit Konsens dieses Erzbischofs von Friedrich III. den Franziskanern überlassen wurde? Professor Dr. Khull wieder

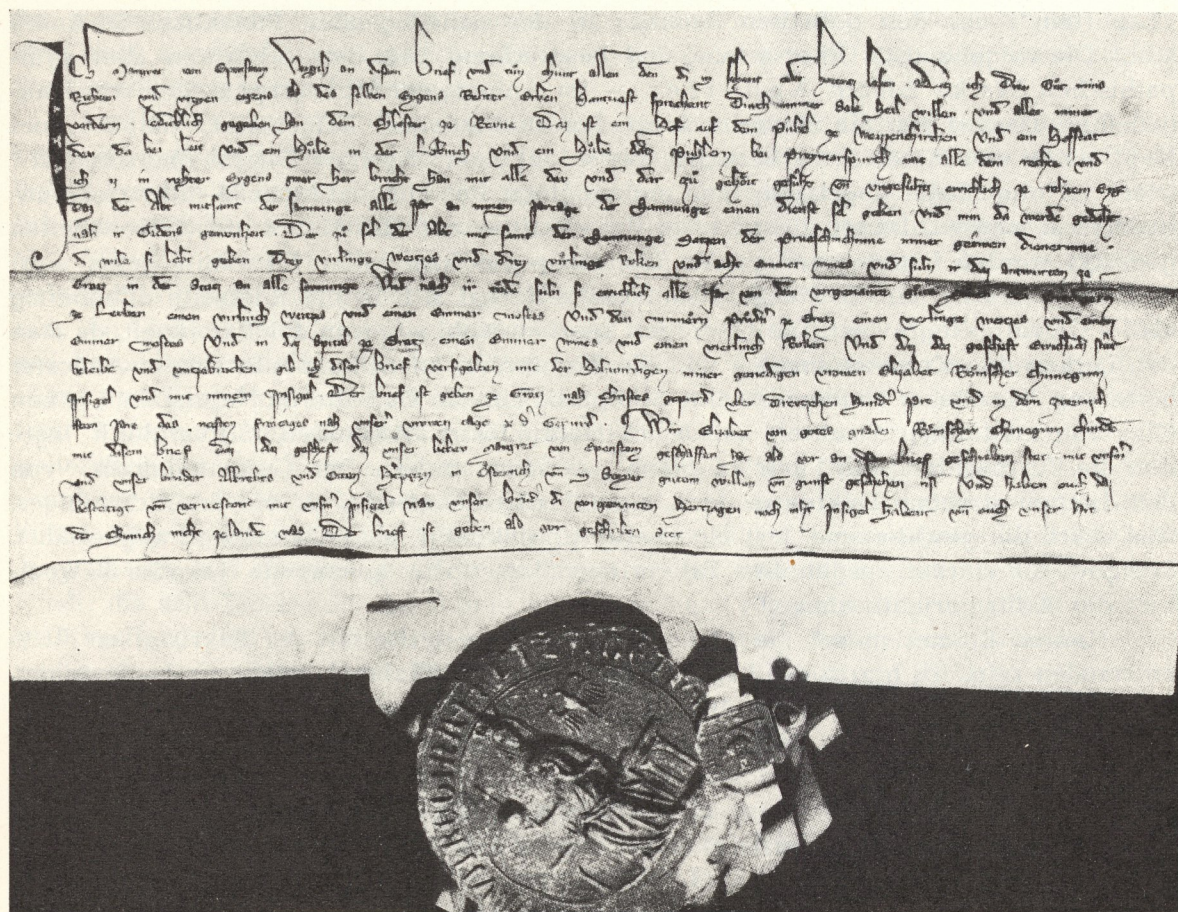


Abb. 66. Stiftbrief Margaretha von Epenstein

schrieb in einem Volksblattartikel 1885 von einer päpstlichen Bulle, derzufolge in der Stadt Graz, in der „Unser lieber Sohn Friedrich, der römische Kaiser, zu weilen und zu wohnen pflegt, das Pilgrimhaus oder Spital unlängst neu erbaut und eingerichtet worden ist“. Schon zu Seidls Zeiten war sie verschollen. Aus einem von Dr. Andorfer aufgefundenen Schriftstück des Landes-Archivs geht hervor, daß man 1463 daran dachte, aus Gründen der Sicherheit Kapelle und Spitalshaus näher in die Stadtmitte zu verlegen. Da es sich hier formal um eine Urkunde des Erzbischofs Burchard von Salzburg handelt, ist indirekt wenigstens der Bestand des Kirchleins lange vor 1463 erwiesen. Im Landes-Archiv erliegt die Abschrift eines Ablaßbriefes vom 25. Juni 1498. Mathias (Scheidt) Bischof von Seckau verleiht einen Ablaß von 40 Tagen für die „Capella S. Spiritus in hospitale extra muros oppidi Graz, quam cum altaribus in ibi consecravimus“, für die Kapelle zum Hl. Geist, im Spital außerhalb der Stadtmauer von Graz, die wir dort, mit Altären errichtet, geweiht haben“.

Die Altäre werden leider nicht aufgezählt, aber aus dem Plural ersehen wir, daß ihrer zwei oder drei schon damals vorhanden waren. Der Hochaltar war wohl wie jetzt dem Pfingstgeschehen und der Allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht, ein Nebenaltar, wie überall in gotischen Kirchen, Unser lieben Frau. Haben wir an jenen heute keine gemalte oder geschnitzte Erinnerung mehr, so besitzen wir noch heute glücklicherweise von diesem das Hauptstück, die Plastik Maria mit dem Kind. (Tafel 68.) Dehio läßt sie „aus Holz“ bestehen und weist sie den Jahren 1470 — 1475 zu, Garzarolli setzt sie vor 1490 an, gibt als Material weißen Marmor und die Höhe mit 68 cm an, als mutmaßlichen Schöpfer nennt er Friedrich Schramm von Ravensberg, denselben Meister und „Exporteur“, der den gotischen Andreas in der naheliegenden Pfarrkirche St. Andrä schuf. Die eingehendste Untersuchung und Besprechung ließ dem schlichten aber sympathischen Werke Eduard Andorfer — im Anhang der Monographie Steiners — angedeihen. Damals war die Statue noch als Loretto-Madonna aufgemacht, heißt, „vom Kopf bis zu den Füßen in barbarischer Weise mit einer schwarzen Ölfarbe überschmiert.“ Diese ist nun längst abgelaut, eine andere Untat ließ sich naturgemäß nicht mehr ungeschehen machen. Damit die zu enge Barockkrone auf das Haupt der Gebenedeiten gedrückt werden konnte, war an der Stirnpartie ein kraftvoller Einschnitt getan worden. Josef Skärth, der die Plastik 1847 renovierte, hat sich in die Rückseite offenherzig als — Chirurg eingraviert. Die Operation geschah wohl schon in der Barockzeit, da man den Locken den Kronreif abnahm und die Bügelkrone an seine Stelle setzte. Andorfer holte von der Grazer Universität eine Stoffprobe ein, die als Material Naturstein, „reinen Gips von kristalliner Struktur“ ergab, als Herkunftsort Oberitalien. Stilvergleich legte ihm die Zuschreibung der Figur an Jakob Kaschauer nahe. „Der Gesamteindruck, von dem herben strengen Duktus in der Linienführung beherrscht, ist ein feierlich-ruhiger, was durch die geschlossene, fast blockhafte Umrißkontur eine Unterstreichung erfährt. Lediglich die stärker ausgetieften Faltenrinnen lassen die kommende barocke Bewegtheit der Achtzigerjahre ahnen.“

Konrad Steiner meint, die Marienkapelle dürfte mit der Sakristei um 1636 entstanden sein. Ich bin in der Lage, ihr Bestehen um 25 Jahre früher zu beglaubigen. Katharina Geroldshoferin stiftete 1611 um 300 fl „ain Seelmeß auf dem Altar bei Unser Lieben Frau“. Da zwischen 1500 und 1600 für eine bauliche Veränderung keinerlei Anhaltspunkte gegeben sind, darf man ruhig annehmen, daß der Marienaltar schon unter den „Altaribus“ des Weihejahres 1498 sich fand, die Statue also für ihn beschafft wurde.

Noch eine „bemerkenswerte Skulptur“ findet sich in unserer anspruchslosen Kirche. Eine Vision des hl. Bernhard. (Tafel 69.) Nach der Legende hat sich der Gekreuzigte, als der Heilige im Kloster Moris wieder einmal in Andacht vor ihm kniete, plötzlich vom Kreuzbalken gelöst und den Beter umarmt. Die Plastik wirkt in ihrer dramatischen Un-

mittelbarkeit, in ihrer seelischen Aufeinanderbeziehung, in ihrer anschaulich verkörperten *Unio mystica*, beinahe expressionistisch modern: In Andacht und Sehnsucht „hingegossen“, drängen die Wellen der *Curculla* wie Wogenkämme näher und näher an den Schmerzensmann, der das liebende Verlangen des Mönches erwidert und erfüllt. Andorfer stellte fest, daß die senkrecht fließende Gewandfalte des Lendentuches später angestückt wurde — in diesem Fall eine optisch gar nicht so üble Ergänzung, sie korrespondiert sinnfällig dem Faltenwurf des Mönchskleides. Andorfer rühmt „die ungemein geschickte Lösung der perspektivischen Raumillusion“ und verlegt die Entstehung des Werkes, das von der ausklingenden Spätgotik in die alpenländische Frührenaissance hinübergleitet, in die Jahre um 1530. Er konstatierte auch, daß von der Fußpartie einige Faltenausläufer abgesägt wurden, vielleicht „um die Skulptur anlässlich einer Neuaufstellung in eine Nische hineinzwängen zu können“.

Geschah der Ortswechsel innerhalb der Kirchenmauern oder ist die Skulptur anderswoher geholt worden? Aus Stift Rein, das, wie die Urkunde vom Jahre 1320 beweist, mit dem Spital Beziehungen unterhielt und als Zisterzienserniederlassung, die sogar einen eigenhändigen Brief Bernhards verwahrt, seine Verehrung pflegte? Aus dem nahen Franziskanerkloster, das zumindest seit dem Jahre 1451 einen Bernardi-Altar — den einzigen derzeit nachweisbaren in Graz — besaß? Das Visitationsprotokoll 1617 spricht einleitend von einer Kirche des Hl. Geistes und einer Kapelle der Heiligen Dreifaltigkeit. Waren *Ecclesia* und *Sacellum* ein und dasselbe oder gab es außer dem Hochaltar zu Ehren des Heiligen Geistes noch eine Dreifaltigkeitskapelle? Die Spitalordnung schrieb vor, daß die rund hundert Insassen der Konventsmesse beiwohnen sollen *coronis precatoriis*, mit Bittkränzen. Der Visitationserlaß wünscht, da der Magistrat nicht so viele Arme hinreichend befürsorgen könne, daß auch das Erzherzogtum Steiermark entsprechend beisteuere.

Im Inventar 1728 — ein älteres konnte ich nicht zu Gesicht bekommen — ist schon ein „geschnitzleter Heyl. Bernardus“ angeführt, auch ein „alt geschnitzeltes Unser lieben Frauenbild“, zweifellos unsere spätgotische Muttergottes. Zu ihr gehörten räumlich und zeitlich die unmittelbar anschließend vermerkten „2 geschnitzelte Engl, so schon alt“. Sie sind leider verschollen, ebenso wie die unter „Fahnrussen, *Sacra suppellex*“ aufgezählte Unzahl von gemalten, geschnitzten, wachsbossierten oder stoffenen Bildwerken. An Liebfrauenbildern: 1 gemahlenes mit dem Kindl in einer alten Ramben, 1 kleines Frauenbild mit dem Kindl in Plöchernen Rämbl, 1 Gnadenbild von Landshuett mit silber und vergolten Schein, 1 Maria-Trostbild in rother Ramben . . . Ferner 1 geschnitzleter S. Joannes Nepomucenus, 1 St. Annabild mit blau glossierter (glasierter) und vergolter Ramben, ein Joannes Baptistabild (mit vergoldetem Metallrahmen), 1 Christi Schuldter Wundtenbild, 2 große Crucifixbilder, 1 St. Antonibild, 1 ligendes Christ Kindlbild, 1 Allerheyligen Bildnus, 2 Plöchen geschlagene Bilder, 1 gemahlenes Bild die Geißlung Christi, alle schwarz gerahmt. Noch gab es ein roth tobiniertes Frauenbild samt Kindl; die acht Zierkleider der Statue waren weiß und rot gestreift, grün geblüemelt, weiß geblüemelt, rot und „mit Zügen gewirkht“, buntfarben, dunkelrot geblumt, zinnoberfarben und gelb „cäpezollen“. Vorhanden waren auch 1 großes Kreuz und 5 hölzerne Crucifix“, wohl Vertragskreuze der Insassen für die häufigen Prozessionen oder Leichengeleite. Ein Schnitzbild des Heiligen Geistes — es reichte vielleicht noch in die Gotik zurück, 4 geschnitzlete Engl wohl in spätere Stilphasen.

Am 24. Mai 1637 ward an den Bischof von Seckau laut *Protocollum Ecclesiasticum* das Ersuchen gestellt, *transponendi duo altaria lateralia in Capella hospitalis civici*, in der Bürgerspitalskapelle zwei Seitenaltäre überstellen zu dürfen — die Erlaubnis ward gegeben. Es handelte sich also um eine Umgruppierung im Gotteshaus, die durch den Um- oder Neubau der Marienkapelle notwendig geworden war. Vielleicht

war der zweite Altar ein St. Bernhard-Altar. Mit der Neuaufstellung schien es gute Weile zu haben. Erst am 28. April 1656 vermerkt das Kirchenprotokoll: Consecravi in templo hospitalis civici duo altaria, ich weihte im Tempel des Bürgerspitals zwei Altäre. Näheres ist leider nicht beigefügt.

Andreas Trost's Kupferstich vom Jahre 1703 zeigt in unserem Ausschnitt (Abb. 65) die Heilige Geist-Kirche inmitten der Baulichkeiten des Bürgerspitals. Sie trägt einen frühbarocken Dachreiter, vermutlich aus Holz. 1728 entstand „Jüngstmahls in selbigen Kürchen Thurn durch einen Donnerstreich“ eine Feuersbrunst, die beträchtlichen Schaden angerichtet zu haben schien. Denn es ward von Seite der Spitalsleitung gegen Spitalmeister Destallis von Walisburg mit Schärfe disziplinar vorgegangen. Sie übte hochnotpeinliche Kritik an seinem unzulänglichen „Rettungs-Modo“, an seinem unzureichenden „Rettungs-Eyffer“. Destallis ward abgesetzt und mußte 300 fl Strafe zahlen, die ihm später allerdings ersetzt wurden. Zweifellos ist damals der hölzerne Dachreiter niedergebrannt — er ward durch einen steinernen ersetzt. In milieugerecht knappem Querschnitt von nur 175×192 Zentimeter steigt er in vier ungleichen Geschossen verhältnismäßig hoch über das steile Satteldach empor. Trotz der niedrigen Turmhaube erweckt er beinahe den Eindruck eines italienischen Campanile. Die Glocke mit der Jahreszahl 1731 gibt wohl den spätesten Termin des Turmbaues an. Eine kleinere, 1637 von Martin Fidler „in Lintz“ gegossen, stammt aus der Zeit des Marienkapellenumbaus. Samassa in Laibach lieferte 1886 eine dritte, die Größte.

Hier sei aus der Baugeschichte des Kirchleins noch nachgetragen, daß sich auf einem Schlußstein im Gewölbe das Hauszeichen Lienhard Kirchhaimers (siehe Der Dom zu Graz, Abbildung 8), nur seitenverkehrt, findet. Kirchhaimer ist im Dom begraben, seine „Hausmarke“ zierte auch das Sakramentshäuschen der Leechkirche. Er starb ein Jahr vor der Kirchweihe im Bürgerspital. In seinem Testamente hatte der fromme und begüterte Herr unter anderem vermacht: Der Ägydiuskirche, dem Bürgerspital und dem Allerheiligenspital je 200, den Franziskanern 130, der Leechkirche, den Minoriten, der Pfarrkirche Fernitz je 100, den Dominikanern und der Kirche Straßgang je 60, Straßengel 50 Pfund Pfennige. 200 Pfund, eine schöne Stange Goldes! Sie wurden in der Leechkirche vielleicht für die gotische Hochaltars-Ausstattung, hier für den Kirchenbau verwendet. Keine andere Geschlechtermarke zierte das Gewölbe.

Am 13. Juli 1738 meldet das Kirchenprotokoll neuerlich die Weihe von zwei Altären. Ärgerlicherweise hat der Protokollant wohl den Raum für die Namen des primum et secundum Altare ausgespart, aber sie nicht eingetragen. Zweifellos war einer von ihnen der heutige Hochaltar. (Tafel 70). Das Bild, darstellend die Herabkunft des Hl. Geistes, ist erfreulich eindeutig signiert: F. Ignatius Flurer Pinxit Gratii A. 1734. Steiner stellt fest, daß das Gemälde mehrfach übermalt, 1885 von Ludwig R. von Kurz-Goldenstein renoviert wurde. Einen ausgesprochen festlichen Charakter tragen die prachtvoll gearbeiteten Hauptstatuen, St. Elisabeth und St. Barbara. Konrad Steiner wie Thieme-Becker schreiben sie Marx Schokotnigg zu. Nun ist der Künstler zwar bereits 1731, also sieben Jahre vor der Altarweihe gestorben. Dies ist aber in diesem Falle kein unbedingt stichhaltiger Gegenbeweis. Auch das Altarblatt ist mindestens fünf Jahre früher in Auftrag gegeben worden. Bei den Statuen kann dies noch um etliche Jahre zuvor geschehen sein. Wie die Geschichte der Seitenaltäre 1637 — 1656 beweist, haben die knappen Mittel des Institutes, für die Verpflegung der Insassen reichlich beansprucht, für die Bedürfnisse des Gotteshauses Planungen auf weite Sicht dringend nahegelegt. Sodann vergingen auch anderswo zwischen Meißelung und Fassung von Altären oft Jahrzehnte.

Von einem sichtlich tüchtigen Meister des Schnitzmessers stammen die Engelfiguren der Kanzel, wie die Büsserin Magdalena, die auf der Gegenseite auf ihrem „Throne“

kniét. (Abb. 67.) Steiner und Thieme-Becker schreiben sie Johann Jakob Schoy zu, dem Meister des Hochaltares im Dom. Sichere Anatomie und gefälliger Faltenwurf, zumal auch der verinnerlichte Gesichtsausdruck geben dieser Zuweisung recht. Sie wird auch gestützt durch den Umstand, daß dieser Künstler für die Außenseite der Kirche eine *Pieta* arbeitete, die zu den besten Barockschöpfungen von Graz zählt. (Tafel 71.) Ergreifend die namenlose Trauer der Schmerzensmutter, die sich wie ermattet zurücklehnt, zugleich aber durch einen beschwörenden Aufblick von oben Kraft und Trost holt, erschütternd die ausgelittene Qual des toten Erlösers, dessen Leichnam schwer und doch sicher im Schoß der Mutter ruht.

In der Kirche finden sich noch Bilder der Heiligen *Kajetan* und *Johann Nepomuk*, sichtlich aus dem Aufbau gelöste Altarblätter. Johannes ward erst 1729 heilig gesprochen, 1727 war laut Inventar bereits ein „geschnitzleter S. Joannes“ vorhanden. Der Altar ist wohl bald nach der Kanonisation errichtet worden. Mit ihm der *Kajetan*-Altar. Ihre Weihe finden wir im Kirchenprotokoll nicht vermerkt, sie waren eben keine fixen Altäre sondern erhoben sich nur über den *Portatilia*, die von den Bischöfen meist in der Hauskapelle „auf Vorrat“ benediziert wurden. Steiner weist darauf hin, daß 1739 bereits im Kirchlein *Kajetan*-Novenen stattfanden, daß



Abb. 67. Magdalenen-Thron.

Benefiziat Höffpauer, 1731 von Erzpriester Kursky eingeführt, Karl Kajetan getauft war und wohl die Verehrung des zweiten Taufpatrons durch die Errichtung eines Altares zu seiner Ehre betrieben haben dürfte. Ich darf hinzufügen, daß der erst unterfertigte „Verordnete Commissarius“ des Inventars 1728, gewißlich ein Gönner der Kirche, gleichfalls Kajetan hieß. Beide Altäre wurden 1885, als zu breit und der Reparatur, für die keine Mittel vorhanden, bedürftig, abgetragen. Aus einem Sitzungsprotokoll des Spitalausschusses 1886 erfahren wir, daß die „disponiblen Statuen“ um 113 fl anderweitig abgegeben worden waren. Zwei derselben, ein St. Ignatius von Loyola und St. Aloisius, sind noch an einem Barockaltärchen rechts vom Eingang aufgestellt. Nach Steiner Arbeiten des Hochaltar-Plastikers.

Der „incorporierte Bilthauer“ Jacobus Beyer richtete am 4. Juni 1765 das Ersuchen an die Anstaltsleitung, seine Mutter in das Spital aufzunehmen. Dafür sei er willens, in die Kirche einen „Frauen Thron der Mutter Gottes von Bilthauer arbeit“ zu fertigen, aber auch sonst schadhafte „Kleinigkeiten auß zu bössern“. Die Bitte scheint erfüllt worden zu sein. Jedenfalls finden sich hier eine Reihe von Rokoko-Arbeiten, die seiner gefälligen und ansprechenden Art nahe stehen: Tabernakel, Bildrahmen, Orgelgehäuse.

Der *Josefinismus* brachte der altverdienten Anstalt und ihrem sympathischen Gotteshaus böse Zeiten. Im Zuge der nüchternen Konzentration der Krankenfürsorge auf staatliche Betriebe wurde 1787 das Spital geschlossen, 1789 die Kirche gesperrt. Auf Drängen der Bürgerschaft wurde sie 1793 wieder geöffnet. War auch der Kaiser tot, so lebte in der Staatsbürokratie, im allgewaltigen Gubernium der Hang zur Kontrolle und strengen Ahndung aller „Verstöße“ und „Unfüge“ zähe weiter. Laut Ordinariatsprotokoll erhob 1796 das Kreisamt Beschwerde über „in der letzthinnigen Kohrwoche (Karwoche) in der hiesigen Bürgerspitalskirche geschehenen ordnungswidrigen Vorgänge“. Was war polizeiwidriges und staatsgefährdendes geschehen? Ein Olberg und das Hl. Grab waren aufgestellt worden. Die hochnotpeinliche Untersuchung ergab, „dass der eigentliche Urheber der sträflichen Unfüge der hiesige bürgerliche Bräumeister und Kirchenvatter des hiesigen Gotteshauses Anton Möstl sei, zugleich aber auch erkennt, daß der unmittelbare Vorsteher des Hauses Franz Haas durch Duldung dieser Mißbräuche oder wenigstens durch Unterlassung der pflichtmäßigen Anzeige bei höherer Behörde, der Pfarrer dagegen Josef Kottmayer durch vernachlässigte Belehrung des Urhebers und des daran teilnehmenden Spitalkapelans“ gesündigt habe. Die Geistlichen kamen mit einer Verwarnung davon, der „Kirchenvatter“ aber mußte „allsogleich 24 Dukaten strafweise zu Handen des Kreisamtes erlegen...“

Die Stahlvögel der Bombenjahre haben unter anderem ein böses Ei in die Kirche des Altersheimes gelegt, der Bürgerspitalskirche ist so Tragisches nicht widerfahren, allein auch sie trug empfindliche Schäden davon. Am 12. März 1945 schlug eine Bombe in den Hof und drückte die Scheiben ein; eine Beschädigung des Daches konnte nicht zeitgerecht behoben werden, so vermorschten Teile des Dachstuhls — die Plafonddecke des Oratoriums stürzte ein und erfüllte das Gotteshaus mit Staub und Asche. Es ist ja längst wieder gereinigt — eine durchgreifende Renovierung steht noch aus. Sie ist eine Ehrensache der Stadt: Kaiser Friedrich III., der den Bau ermöglichte, hat in den Jahren seiner Grazer Residenz der Murstadt wirtschaftlich und künstlerisch einen nachhaltigen Aufschwung gegeben. Sie ist in der Lage, auch diesem zierlichen „Austragskirchlein“ einen ehrenvollen und möglichst langen Feierabend zu sichern.